Zeitschrift: Appenzeller Kalender

Band: 206 (1927)

Artikel: Von alten Oefen

Autor: Lehmann, H.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-374776

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

bemaltem Boden an der Schulter, selbstbewußt, mit Jauchzen und Jodeln an der Spite oder zur Seite der Herbe. Unter mannigfaltigem Glodenklang, antreibenden Rusen und dem diensteifrigen Bellen des hin- und herspringenden Sennenhundes geht es die Alpwege und dann die Landstraße dahin.

Auch die Kühe sind geschmückt. Als wären sie sich der Ehre bewußt, tragen ihrer einige die großen Senntumschellen, die so tiesenklang erschallen lassen. Der Stier trägt den Melkstuhl auf den Kopf gebunden. Froher Zuruf begrüßt den stattlichen Zug, dessen Schluß gewöhnlich die "Ledi", das Fuhrwerk mit dem "Sennegschier" bildet. Beim eint und andern Wirtshaus wird ein kurzer Trunk eingenommen. Wieder ist eine Alpzeit zu Ende, und lange scheinis dis zur nächsten. Und war es eine schöne Zeit, so war es auch eine Zeit der Arbeit, der Wechselsälle der Witterung, der Gesahr, nicht alle Tiere so heil zu Tal zu bringen wie sie zu Alp stiegen, zudem eine Zeit der Unsicherheit des Ausgangs in Bezug auf den Ertrag.

Die Alp verödet. Bald werden die scheuen Gemsen his dicht zu den Hütten herabsteigen, und in nicht ferner Zeit wird rundherum tiefer Schnee liegen. Totenstill wird es dann sein, außer wenn Stürme über die Alp hintosen oder wenn leichtbeschwingte Skisahrer im Bollgenuß des Winterparadieses die weißen hänge einhersausen und ihre flüchtigen Furschen ziehen.

Frohgemut fährt der Aelpler jeweilen im Borfommer zur Alp, frohgemut fährt er wieder zu Tal. Wir andern, die wir sie so freudig hinabsteigen sehen, wir können uns eines Gefühls der Wehmut nicht ganz erwehren, und indem auch wir von hier oben Abschied nehmen und noch rüdwärts schauend uns zum Gehen entschließen, denken und empfinden wirs mit dem Sänger Tells:

> Ihr Matten, lebt wohl, Ihr sonnigen Weiden! Der Senne muß scheiden, Der Sommer ist hin.

Wir fahren zu Berg, wir kommen wieder, Wenn der Kucuck ruft, wenn erwachen die Lieder, Wenn mit Blumen die Erde sich kleidet neu, Wenn die Brünnlein fließen im liedlichen Mai.

Ihr Matten, lebt wohl, Ihr sonnigen Weiden, Der Senne muß scheiden, Der Sommer ist hin.



Abb. 1. Alte Rapfkacheln (Schweiz. Landesmufeum)

Von alten Defen.

Von S. Lehmann.

Wer in älteren Häusern Einkehr hält, der wendet seine Ausmerksamkeit in den Wohnräumen vor allem andern unwilkfürlich einem Inventarstücke zu, das uns zu Stadt und Land in den manigsachsten Formen entgegentritt: dem Studenosen. Dieses Interesse bleibt sich zwar nicht während des ganzen Jahres gleich. Denn wenn draußen die Sonne lacht und man ihren brennenden Strahlen den Weg in die Zimmer durch Fensterladen und Vorhänge wehren muß, steht er gewöhnlich einsam trauernd in einer dunklen Ede, sast unbeachtet, als ein überslüssiger Platversperrer. Wenn aber der Sturm die Schneesloden an die Fenster peitscht und der kalte Nordwind durch alle

Wenn aber der Sturm die Schneefloden an die Fenster peitscht und der kalte Nordwind durch alle Risen bläst, dann nimmt der Mensch dankbar Zustucht zu diesem gütigen Spender der Wärme, kann ihn nicht genügend hätscheln und streicheln und sist sogar am liebsten auf ihn hinauf. Das kann er heute noch in einsachen alten Säusern und neuerdings sogar mehr und mehr auch wieder in den neuen. In der vornehmen städtischen Wohnung aber wurde der Osen im Verlause des 18. Jahrhunderts mehr und

mehr zu einem kunstvollen Zierstücke, das man kaum mehr zu berühren wagte. Aber die Zeiten änderten sich und nur zu bald sank er zu einem sormenarmen Autgegenstande herab, der nicht das Auge zu erstreuen, sondern lediglich als notwendiges Uebel Wärme zu spenden hatte und gewöhnlich mit irgend einem dunklen Winkel als Standort Vorlieb nehmen mußte. Eine Zeit lang schien es sogar als habe seine lette Stunde geschlagen. Denn selbst die sorms und sarbenreichsten Erzeugnisse früherer Jahrbunderte, welche der Stolz und die Freude ihrer Besitzer geswesen waren, wurden abgebrochen und weggeworsen, um neuen Wärmespendern Platz zu machen, die möglichst unaufsällig ihren Dienst zu versehen hatten. Aber das Neueste und als Fortschritt Gepriesene ist nicht immer das Beste. Und so erfüllten denn auch die modernen Heizeinrichtungen nicht überall die in sie gesetzen Erwartungen, sondern wiesen sogar im Verlaufe kurzer Zeit so unangenehme Begleitersscheinungen auf, das man gerne wieder zu den alten verbannten Kachelösen zurücksehrte und nun um

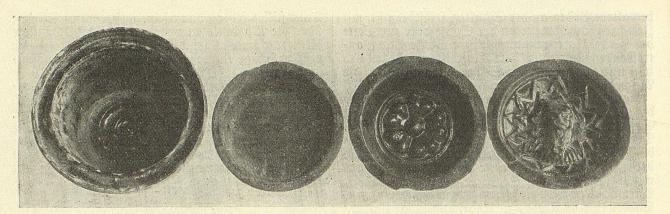


Abb. 2. Alte Napftacheln (Schweiz. Landesmuseum).

teures Geld auftaufte, was nicht schon dem Bandalismus zum Opfer gefallen war. Sogar die alte abhanden gekommene Ofenbaukunst wurde aufs neue belebt.

Dieses Interesse, welches heute nicht nur den alten Desen entgegengebracht wird, sondern deren Herstellung in modernen Formen und Einrichtungen als blühenden Industriezweig neu belebt, rechtsertigt es, wenn wir den Lesern unseres Kalenders etwas über ihre Entstehung und Entwicklung berichten.

Seinen Ausgang nahm der Dsen vom Herde, welcher in der aus Wänden von Flechtwerk errichteten, mit einem Dache aus Schilf bedeckten, rechteten, mit einem Dache aus Schilf bedeckten, rechteckigen Hütte unserer germanischen Voreltern als Licht- und Wärmespender diente. Auf ihm wurden die Speisen bereitet und außerdem diente er noch zu manchen leichtern Hantierungen. Er lag in der Witte der Hütte, war aus Lehm gestampst und mit Steinen eingesaßt; denn Herd heißt, wie in unserem Dialekte heute noch, nichts anderes als Erde. Der Kauch sand seinen Ausgang durch die Türe und eine vierectige Lücke im Dachsirste, das "Wind-Auge" (englisch "Window" = Fenster); denn andere Fenster gab es noch nicht. Um den Herd versammelte sich die Familie, wenn sie nicht im Freien verweilen konnte. Um ihn herum waren längs der Wände die Lagerstätten. Da die Erzeugung von Feuer viel-Mübe machte,

unterhielt man es Tag und Nacht. Beim Herde belegte man den Boden mit flachen Holzstücken, den Dielen. Darum der Name Diele für Fußboden. Da der Rauch die Haußbewohner namentlich während der Nacht belästigte, trennte man allmählich die Schlafstätten mit Teppichen oder Fellen oder häusiger durch eine in Flechtwerf erstellte Wand ab. Sie hieß in altdeutscher Sprache "Kobo" und darauß entstand unser Wort "Käsig". Die Einsachheit dieser Käume mag dazu beigetragen haben, daß man später nur noch die, in welchen man die Gefangenen einsperrte, so nannte.

Nun brauchte man das Feuer aber nicht nur als Licht- und Wärmequelle, sondern auch für technische Zwede, wie z.B. das Backen von Brot, das Schmelzen der Metalle oder das Brennen der Töpferwaren u. a. Große Sitze aber bedingt geschlossen Feuerräume. Zu diesem Zwede entstanden solche als kleine Gebäude mit einer großen Feueröffnung und einem Kauchabzug. Das sind die Defen. Die Wärme, welche der Dsenmantel ausströmte, mag den Anstoßgegeben haben, mit derartigen Gebilden auch die Erwärmung von Wohn- und Schlafräumen zu verssuchen. In Holzhäusern dürfte diese Einrichtung auf Schwierigkeiten gestoßen sein, da wir sehen, daß heute noch in Gegenden, wo alte primitive Zustände fortbessehen, selbst die Backsen wegen der Feuersgefahr

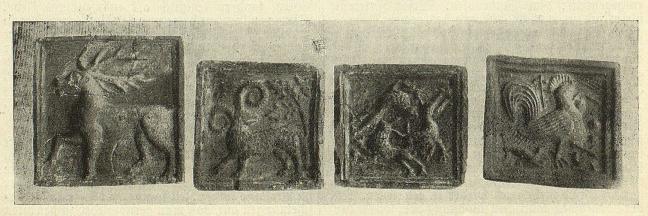


Abb. 3. Alte Relieftacheln (Schweiz, Landesmufeum).

als kleine selbständige Bauten neben benWohnhäusern, Speichern und Ställen stehen oder doch an die Wohnhäuser angebaut find. Anders lagen die Verhältnisse beim Steinbau. In der Profanarchitektur fand dieser am frühesten Verwendung für Burgen und Alöster, dann für die Wohntürme der Abeligen, in den Städten und schließlich auch für die Wohnhäuser der wohlhabenden Bürger, demnach nur für die oberften und reichsten Stände. So finden wir denn auch schon in dem Klofterplan von St. Gallen, der ungefähr um das Jahr 820 entstand, Einzeichnungen, der auf folche ungefüge Gezichnungen. bilde aus Lehm von ovalem Grundriffe deuten, die in den Eden der Schlafräume eingefügt waren. Im Wohnraume da-gegen verblieb der große Herd, dessen Rauch immer noch durch eine Dessung im Dache seinen Abzug fand. Diese beigbaren Schlafräume waren aber nur für vornehme Gäste bestimmt. Man nannte sie "Caminatae", von dem lateinischen Worte "Caminus" bergeleitet, das eine Feuerstatt mit Rauchabzug bezeichnete. Um auch im Wohnraume mit offenem Herde den Rauch weniger läftig zu machen, verschaffte man ihm einen direkten, geschlossenen Ausweg, dem über dem Herde ein großes aber leichtes Dach aus Flecht= werk und Lehm angebracht wurde, das ihn aussing und durch einen Schacht zum Dache hinausleitete. Dieses Rauchdach oder auch Rauchhaus blieb während des ganzen Mittelalters im Gebrauche, war aber, wenn man ihm nicht alle Sorgfalt angedeihen ließ, feuergefährlich und wurde darum zu Anfang des 18. Jahr-hunderts verboten. Man trafes nament-

lich in den Holzhäusern. Im Steinhause, sei es Burg, Aloster oder städtische Wohnung, wurde die Lage des Herdes in der Mitte des Kaumes unmöglich, sobald man verschiedene Stockwerke übereinander zu errichten ansing. Man verlegte ihn darum an die Wand, was gestattete, auch das Kauchdach an diese anzulehnen. Als Stüpe gab man ihm Kragsteine, in althochdeutscher Sprache "Scorensteine" genannt (von scorren = hinausragen). Auf diese Kragsteine legte man eichene Balken, die das leicht konstruierte Dach trugen, das sich oben verengte und den Kauch durch einen Kanal in der Mauer, manchmal sogar außerhalb derselben, ins Freie leitete. Diesen Kauchabzug nannte man später Schornstein. Daneben übertrug man auch den Ausdruck Kamin sür die ganze Feuerungsanlage auf den Kaum, in dem sie war, woraus das Wort "Kemenate", später "Kammer" entstand. Underseits bezeichnete man sowohl die Feuerstelle, als auch den Kanchabzug statt mit Schornstein mit Kamin. Wie die Feuerstelle im Laufe der Zeit, wo es die Umstände gestatteten, dies weilen zu einem wahren Krachtbau ausgestaltet wurde, wollen wir hier nicht weiter ausführen. Uber

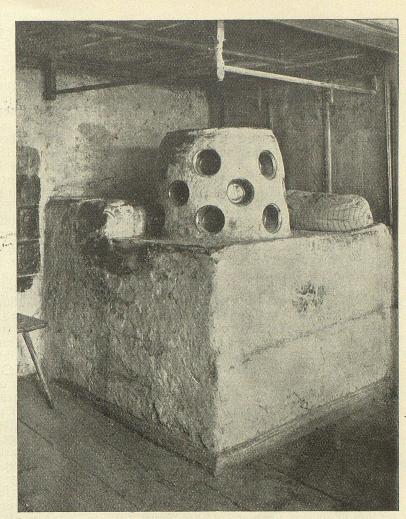


Abb. 4. Gemauerter Dfen mit Rapftacheln in einem oftschweiz. Bauernhaus.

sie hatte einen Nachteil: Schaffte man dem Rauch einen guten Abzug, dann ging ein großer Teil der Wärme mit und der Wohnraum blieb falt; war man dagegen auf die Erhaltung der Wärme bedacht, dann beizte der Kauch den am Feuer Wärme suchenden Hausbewohnern die Tränen aus den Augen. In beiden Fällen aber machte gerade zurrauhen Jahreszeit, wenn es draußen stürmte und schneite, der durch das Kamin herabbrausende Wind ein Verweilen an diesem Wärmeherde unmöglich. Und daß unsere Voreltern empfindlich waren für die Unannehmlichkeiten des Rauches, beweist ein altes Sprichwort, welches als die schlimmften Schäden eines Haufes nennt: ein undichtes Dach, eine bose Frau und Haus-rauch! Auch waren diese Kamine alle riefige Holzfresser und darum nur für wohlhabende Leute möglich. Wo der Winter nur kurze Zeit dauerte, wie in der West- und Südschweiz, nahm man alle diese Un= annehmlichkeiten mit in den Rauf und die Kamine erhielten sich darum, allerdings mit wesentlichen Berbesserungen, dort bis auf den heutigen Tag. Bei uns und überhaupt in nördlichen Gegenden, wo das kalte Wetter während der Hälfte des Jahres nach einer künstlichen Erwärmung der Wohnräume verlangt, wenn man sich darin heimisch fühlen will, war man dagegen umso eifriger auf ihren Ersat durch andere Einrichtungen bedacht. Mansand ihn wenigstens einigermaßen in dem Gluttops. Da weder seine Anschaffung noch sein Unterhalt besonders große Mittel ersorderte, wurde er bei Reich und Arm heimisch, war aber wegen der Kohlengase nicht angenehm. Diese wurden zwar aus dem Grunde weniger gefährlich, weil es noch keine sesten Fensterverschlüsse gab und darum der Lustwechsel ein sort-

währender blieb.

Als Beleuchtung diente in oen ältesten Zeiten auch das Herbeuer, später benutte man dazu den Kienspahn und ersand die Harzsakeln und die Delampeln. Je mehr diese Beleuchtungsmittel in Ausschwungkamen, desto weniger bedurste man des Herbes oder des Kaminseuers. Das ließ die Menschen in Gegenden mit kaltem Klima eine Heizeinrichtung ersinnen, welche nicht allzwiel Material brauchte und die Belästigung durch den Kauch auf ein Minimum beschränkte: den geschlossenen Studenosen. Er entstand als ungefüger Klotz aus Lehm und Steinen, denn wenn er nicht zusammensallen sollte, mußte er sehr starte Wände haben, diese aber gaben wenig Wärme ab. Trozdem blieb er in dieser primitiven Form und Konstruktion, namentlich auf dem Lande sehr lange im Gebrauch und in den Berggegenden sogar dis auf unsere Tage (Abb. 4) Als Thomas Blater zu Ansang des 16. Jahrhunderts über die Grimsel zog, hatte er noch keinen Kachelosen gesehen und bewunderte darum umso mehr den ersten, den er antras.

Der Umschwung im Aufbau der Defen vollzog sich seit dem 13. Jahrhundert. Denn dies war bei uns die Zeit, da die Städte entstanden, deren Bewohner als Handwerter und Handelsleute andere Ansprüche an ihre Wohnung machten, als der Bauer auf dem Lande und der Adelige auf der Burg. Diese zielten por allem auf eine Berbefferung der Defen als Beiskörper hin. Man fand sie in der Berwendung von Tonbechern, welche die Töpfer oder Hafner, d.h. die Topf= und Hafenmacher, herstellten. Es bildete sich darum kein besonderes Wort für die Ofenbauer. Töpfe und Häfen, wie Tonwaren anderer Art, bezeichnete man aber mit dem allgemeinen Ausdruck "Chacheln", infolge dessen auch diese Tonbecher für die Defen. Als diese häufiger in Gebrauch kamen, entstand als neues Wort neben Töpfer und Hafner auch "Chacheler". Diese Tonbecher versetze man in die Ojenwand hinein, damit sie dunner werde und mehr Wärme spende. Das geschieht in Berggegenden bis auf den heutigen Tag, wobei aber die kleinen Tonbecherchen allmählich die Form von großen Näpfen annahmen (Abb. 1, 2, 4). Da man nun die Beobachtung machte, daß, je mehr solcher Näpfe in die Oferwände eingelassen wurden, umso mehr Wärme der Ofen spendete, so kam ein findiger Hafner auf die Idee, dem runden Boden eine vieredige Platte aufzu= feten, fodaß man fie fortan aneinanderfeten konnte, wie die Bacfteine. Auch dieses Gebilde erhielt den Namen "Chachel" (Abb.3). Der Becher wurde nun zum Chachelhals, den man mit der Zeit immer mehr erweiterte und ihm eine rechtedige Form mit abgerundeten Eden gab. Seit diefer Zeit wird der Ofen zu einer Art kunstvollem Architekturstüd, das auch von der Baukunst im großen Ganzen seine Formen entlehnte.

Eine wesentliche Berbesserung, nicht nur der Racheln, sondern der Töpferwaren überhaupt, brachte die Ersindung der Glasur. Nach den Annalen von Kolmar zum Jahre 1283 stard zu Schlettstatt ein Töpfer, der zuerst im Elsaß "tönernes Geschirr mit Glas umkleidet" haben soll. Wahrscheinlich kam die Kenntnis dieser neuen Technik von Südwesten her nach Deutschland. In der alten Eidgenossenschaft ist sie seit dem 14. Jahrhundert sicher nachweisbar, und wir können noch recht gut verfolgen, wie sie sich aus unvolkkommenen Anfängen allmählich zu höch-

ster Vollendung emporarbeitete.

Im Verlaufe des 15. Jahrhunderts vollzog sich im gesamten Wohnungswesen zufolge der Erfindung der Butenscheiben und der Herstellung von Glas-fenstern ein vollständiger Umschwung. Denn die hellen Räume riefen nun einer Verfeinerung des gesamten Mobiliars und damit auch der Defen. Dieser Wandel traf zusammen mit einem Aufschwung in der Baukunst und einer Baufreudigkeit, die man bis dahin nicht gekannt hatte. Mit ihr wetteiferte nun auch die Ofenbaukunst, indem sie Prunkösen schuk, an denen alle Zieraten, wie man sie an den gotischen Kirchengebäuden bewundern konnte, in anderem Material, und diesem entsprechend etwas umgeformt, nachgebildet wurden. Allein diese Glanzzeit dauerte nicht lange, da mit dem Beginne des 16. Jahrhunderts die Aufmerksamkeit der nordischen Bölker und auch die unserer Vorfahren — nicht zum wenigsten zufolge der Kriege mit Italien resp. auf italienischem Boden, an denen sie sich beteiligten — den Bauwerken dieses Landes zugewendet wurde. Dort baute man ganz anders als im Norden, indem man versuchte, die Bauwerke der Römer, soweit sie noch in Kuinen vorhanden waren, unter Anpassung an die Bedürfnisse der damaligen Zeit nachzuahmen. Wir bezeichnen diese Kunst als die der Renaissance, d. h. der Wiedergeburt der antiken Kunst. Sie brach sich in den Bauwerken bei uns sehr langsam Bahn, viel rascher dagegen in ihrem dekorativen Schmude. Auch die Dienbaukunst konnte sich diesem Wandel nicht entziehen. Es entstand nun als thoische Form für den Ofen ein kubischer Heistorper mit einem Aufsate in Form eines runden oder vieledigen Turmes, wobei man die Oeffnung zum Einfeuern aus dem Wohnraume in den anstoßenden Korridor verlegte. Das war die Zeit, wo auch der Eisenguß zufolge der Verwendung der massenhaft zutage tretenden Bohnerze in unseren Gegenden und in den angrenzenden Ländern einen großen Aufschwung erfuhr. Es kann darum nicht befremden, wenn wir sehen, daß nun versucht wurde, auch Defen aus gegossenen und mit Bildwerk und anderen Zierarten geschmüdten Eisenplatten herzu-stellen, da man sehr bald zu der Ueberzeugung kam, daß diese rascher einen Raum zu erwärmen vermochten, als die Kacheln, sich dafür aber auch viel schneller abkühlten. Defen solcher Art von kunstvollem Aufbau befinden sich beute noch u. a. in den Rat-

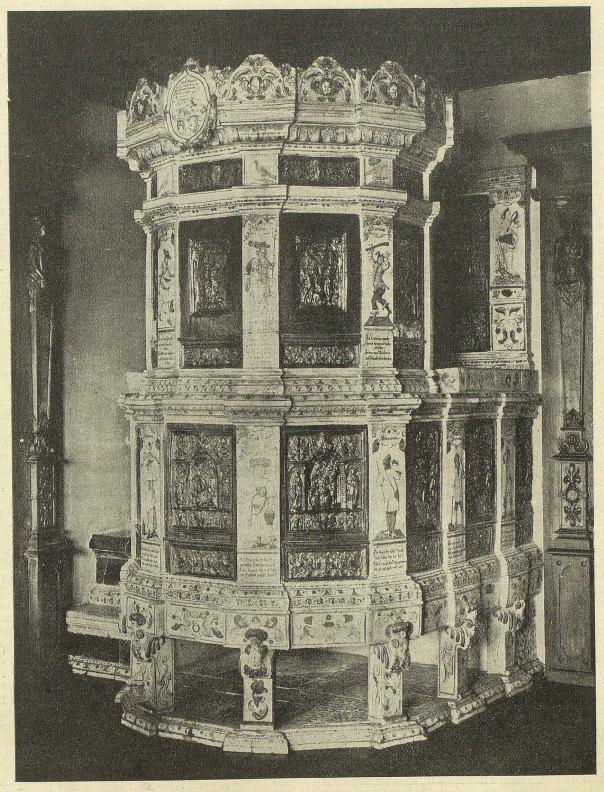


Abb. 5. Buntbemalter Winterthurer Ofen mit grünen Relieffüllungen aus Effretikon (3ch.) aus dem Jahre 1665. Auf den Lisenen die Monatsdarstellungen. (Bernisches historisches Museum.)

häusern von Stein a. Rh., Rapperswil und anderswo. Diese neuen Gebilde müffen sich folcher Beliebtheit erfreut haben, daß man nun anfing, in schwarzen Racheln die Farbe des Eisens nachzuahmen. In den Berggegenden dagegen gab man dem aus Specksteinplatten hergestellten Dfen den Vorzug; das beste

Material dafür lieferte das Gotthardmaffiv.

Inzwischen hatte man auch in Bezug auf die Verzierung der Kachelböden große Fortschritte gemacht. Denn die kunstreichen Meister, welche die Kormen für Metallguß und Bacwert herstellten, schusen nun auch solche, die der Verzierung der Kacheln dienten. Allein diese waren teuer. Darum wanderten Händler mit dem nötigen Material an solchen Modellen zu zwei bis drei Defen durch die Lande und drüdten die Model den hafnern gegen eine Entschädigung in Ton ab. Aus diesen wurden dann wieder, nachdem sie gebrannt waren, Formen hergestellt, sodaß nun jeder Hafner imstande war, aus ihnen so viele verzierte Kacheln auszudrücken, als er bedurfte. Manchmal aber begnügte man sich auch damit, diese Formen von schon aufgebauten, glafierten Defen zu nehmen. Das konnte auf billigere Weise geschehen, dafür aber verloren die Mobelle auch ihre Schärfe. So können wir denn die Beobachtung machen, daß die gleiche Kachelverzierung in den verschiedensten Onalitäten der Ausprägung ihre Berwendung fand.

Im Verlause des 16. Jahrhunderts begann man mit der Kachelbemalung. Sie ging Hand in Hand mit derjenigen der Tonwaren überhaupt. Die ersten Versuche waren derb und handwerklich, verbesserten sich aber rasch, als man die in dieser Runst viel weiter fortgeschrittenen Oberitaliener zu Lehrmeiftern nahm. Die frühesten und schönsten Defen dieser Art wurden in Winterthur erstellt, namentlich in den hafnerfamilien der Pfau, Erbart n.a. (Abb.5), später auch in Elgg, Stedborn (Abb.6) und an andern Orten der Oftschweiz. Mit Sulfe dieser neuen Runft wurde der Ofen zum illustrierten Bilderbuche für Jung und Alt, für deffen Inhalt namentlich Darftellungen aus der Befreiung der Waldstätte und den Ariegen der alten Gid-noffen beliebt waren. Aber auch lehrreiche Episoben aus der antiken Mythologie, vor allem aber aus der Bibel fanden Berwendung. Um die Vorzüge des Ofens im vollen Umfange zu genießen, fügte man ihm einen, manchmal fogar zwei Sike in Form von Lehnstühlen an, die namentlich alten Leuten während des Winters oft über deffen Beschwerden hinweggeholfen haben mögen.

Im 18. Jahrhundert vollzog sich abermals ein Wandel in der Zimmerausstattung. Der Grund dafür liegt zum Teil wieder in der Berbesserung der Glassenster, indem nun die alten, undurchsichtigen Butenscheiben zunächst durch sechsectige, dann durch rechtedige Glastafeln ersett wurden, die auch den Blid ins Freie gestatteten. Das war für die damalige Zeit etwas so Neues, daß das Interesse an dem Bilder-schmud in den gemalten Scheiben und an den Defen dagegen zurücktrat. Dazu kam, daß inzwischen fast jedermann lefen und schreiben gelernt hatte und man chon aus diesem Grunde helle Wohnräume wünschte. Infolge dessen mußten vielerorts die alten, dunklen

Zimmertäferungen hellen, buntfarbigen Tapeten und weißen Gipsbeden weichen. Bu diesem neuen Wand- und Dedenschmude wollten die alten, bunten Defen nicht mehr recht passen. Sie wurden darum an vielen Orten mit Delfarbe weiß, grünlich oder bläulich angestrichen. Aber auch in der Keramit war abermals ein Wandel eingetreten und zwar als Folge der Bekanntschaft mit den ostasiatischen Erzeugnissen, welche der Seehandel namentlich nach Holland brachte, wo er die berühmten Werkstätten von Delft ins Leben rief. Sie bevorzugten die blauen Malereien. Bald folgte darin der Norden Frankreichs, später Deutschland und die Schweiz. Dazu kam die Erfindung des Borzellans und des Steingutes. Sie veranlaßte das Bestreben nach einer Verseinerung der Tonwaren durch Kompositionen, welche eine Härtung des Materials bezwecken. Das Endziel dieser Bemühungen waren die fog. Fahencen. Bir haben uns mit ihnen hier nur insofern zu beschäftigen, als sie von Einfluß auf die Rachelfabrikation waren. Dieser äußerte sich zunächst in einer Verseinerung der Malereien und in der schon genannten Vorliebe für die blaue Farbe. Der Aufbau der Defen blieb in der Ost- und Zentralschweiz so ziemlich derselbe wie früher, mit dem einzigen Unterschiede, daß man ftatt der runden Lurmaufsate vieredige bevorzugte, deren Kanten mit Boluten schmückte, sie oben mit einer Ruppel überwölbte und auf biese eine Urne ober oder ähnliche Verzierung stellte. Auch wurde für die Bemalung neben Blau eine sepiabraune bis schwärzliche Farbe immer beliebter, weil sie zu manchen Tapeten oder farbigen Taferanftrichen beffer wirkte. Die Vorliebe für diese Detors vermochte felbst der blühenden Hafnerindustrie Winterthurs ein glanzloses Ende zu bereiten, indem sie den Saupt-sit dieses Sandwerkes nach Bürich und die wohl-habenden Dörfer an seinem See verlegte. Die Dekorationen als solche beschränkten sich anfänglich auf eine schablonenhafte Ornamentik, die ihre Motive mit geringen Variationen auf den Füllkacheln wiederholte und auch auf Gesimse und Lisenen in passender Abänderung übertrug. Dann begann man mit Me-daillons, die kleine Ideal-Landschaften oder figurliche Darftellungen aller Art umrahmten. Aber schon in den 1730 er Jahren stellten sich die Ofenmaler wieder schwierigere Aufgaben, indem sie die damals massenhaft auf den Markt gebrachten Aupferstiche und Radierungen kopierten, wobei sie namentlich die von den Niederländern seit der zweiten Sälfte des 17. Jahrhunderts hergestellten italienischen Landschaften mit ihren Kuinen, Roß- und Kinderhirten bevorzugten (Abb. 7). Daß dabei von ungeschickten Meistern wahre Zerrbilder geschaffen wurden, kann nicht befremden. Dabei versuchte man sich aber gelegentlich auch in Ansichten einheimischer Burgen, Städte und Dörfer. War der Besteller des Ofens ein Offizier, so ließ er wohl auch friegerische Scenen, sogar mit Unflängen an feine eigenen Erlebniffe malen, wie der Jäger das fröhliche Waidmannsleben. Inwieweit fich zu dieser Zeit unsere Hafner und Dfenmaler auch an der Deforation jener blau bemalter Schüffeln, Platten und Arüge beteiligten, die im Often und



Abb. 6. Buntbemalter Steckborner Dfen im Schloß Altenklingen (Thg.), aus der Werkstatt des Daniel Meier, Hafner in Steckborn, 1731. (Ursprünglich im Kloster St. Urban, Kt. Luzern.)

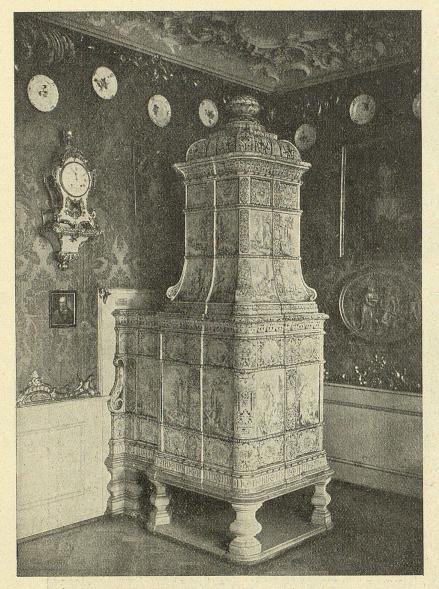


Abb. 7. Blaubemalter Zürcher Ofen mit der Signatur des Ofenmalers Daniel Düringer von Steckborn (1720 — 1786) und dem Datum 1754.

(Aus dem Abegg'ichen Gut in Riesbach-Zürich, im Schweiz. Landesmuseum).

Norden der Schweiz bis in die Bergtäler des Kantons Bern binein überall heute noch ziemlich häufig als Prunkftücke im Besitze wohlhabender Familien zu Stadt und Land angetroffen werden, läßt sich zur Zeit noch nicht nachweisen. Sicher dagegen ist, daß tolche Töpserprodukte aus der Maingegend, aus Franken und ganz Süddeutschland massenhaft in unsere Heimat importiert wurden. Diese blaue Ofenmalerei fand außer in Steckborn und in den Gegenden um den Zürichsee namentlich auch ihre Pslege in Muri, Beromünster, Aarau und Willisau, flaute aber gegen das Gediet des oberen Kantons Bern und die Westschweiz ab, wo nur das Städtchen Neuverille am Bielersee eine Ausnahme machte, da dorthin die aus Zürich stammende Familie Landolt ihre

Runft übertragen hatte und die ganze Gegend mit ihren Brodutten versah. Dafür treffen wir im Westen der Schweiz umso bäufiger Defen und Töpferwaren mit Dialereien in blaß= violetter Farbe, die wahrscheinlich Erzeugnisse jenseits unserer Landesgrenzen nachahmten, dann folche in Blau, Gelb und Grün, zuweilen noch vermischt mit Rotviolett, die im Kanton Freiburg hergestellt wurden, wobei man als Bilbschmud namentlich sog. Chinoiserien bevor= zugte. Vereinzelt gab es auch Ofenmaler, die es verftanden, die Racheln mit bunten Blumenmalereien schmücken, wie fie in höchster Bollendung die Erzeugnisse der Porzel= lan- und Fayencefabrik im Schooren bei Zürich aufwiesen. Es waren Johann Jasob Frey in Lenzburg und Jasob Dolder in Beromünster, später in Luzern. Beide hatten ihre Kunft in Elsaß und Lothringen gelernt, wo diese bunte, naturaliftische Blumenmalerei unter Karl Franz Hannong aus Maestricht schon mit Beginn des 18. Jahrbunderts zu großer Blüte gelangt war. Leider verpröbelte Fren seinen ganzen Berdienst in nuplosen Bersuchen, mit unserem einheimischen Material Porzellan berzustellen, und ftarb, ohne sein Beschäft je zur Blüte gebracht zu haben, im Elend. Dolder dagegen beschränkte sich auf die Fapencemalerei und Dfenfahrifation und war darum auch erfolgreicher.

Auch im Aufbau der Defen traten zuweilen Beränderungen ein indem die Hafner mit Zuhülfenahme der Kormen des Kokoko und des Louis XVI. – Stiles (Abb. 8) neue Gebilde schufen. Die Borbilder dafür lieferse manchmal die Straßburger Hafnerkunft. Aber nur zu bald ver-

steiste der sog. Empirestil diese lebenöfrohen Formen zu nüchterner Alassizität. Er machte den Osen zum regelmäßig ausgebauten Kasten mit slachem Giebel oder zur plumpen Säule mit Gesimsen und baute ihn aus einfarbigen, meist weißen oder bellblauen Kacheln auf. Als malerischen Schmud erhielt er zuweilen etwa einen Fries mit Götterdarstellungen oder jenen Emblemen, welche wir auch auf den Möbeln als Applikationen in Messing antressen. Ja man ging so weit, in den Osen kleine antike Tempelchen nachzuahmen oder, unter völliger Aufgabe eines guten Geschmackes, ihn als Kommode oder Bibliotheksschrank mit den aufgemalten Bücherrücken zu gestalten. Glücklicherweise blieben derartige Versuche immerhin vereinzelt.

Wie im Verlaufe des 19. Jahrhunderts die Ofenbaukunft und Ofenbemalung immer tiefer sank, haben viele Leser unseres Kalenders noch felbst erlebt. Seit den 1870 er Jahren hat man dann mit mehr oder weniger Erfolg versucht, durch Nachbildung ber alten Relieftacheln die trostlosen Erzeugnisse aus der Zeit unserer Großeltern und Eltern zu verdrängen, und die Nachahmung der deutschen Renaissance in unserer Zimmeraus-stattung hob, gefördert durch die Kunstgewerbeschulen, auch das Hafnerhand-wert. Doch vermochte fich diese Rachahmerkunst und Kunstnachahmung auf die Dauer auch nicht zu halten. Mit Recht erröteten talentvolle Män= ner bei dem Gedanken, daß das mo-derne Handwerk nur noch dazu ver-urteilt sei, die Erzengnisse vergangener Zeiten nachzubilden Diese Erkenntnis führte zu neuen Versuchen für die Hebung der Ofenbautunft. Allein in-zwischen waren dieser durch die Zentralheizungs-Anlagen Konkurrenten erwachsen, die Beftrebungen eine Zeit lang fast zu verunmöglichen schienen. Heute dagegen besteht diese Gesahr nicht mehr. Denn Reich und Arm nimmt, selbst in Neubauten, wieder gerne seine Zuflucht zu den heimeligen alten Stubenöfen, wenn möglich mit einem Dfenfite, einer fog. "Runft" und freut fich über diese altmodischen Gebilde, die schon unsern Boreltern liebe Freunde in ernften und beitern Zeiten waren.

Wähle, ob dein Kind an deinem Grabe fage: Mein Freund hat mich verlassen. Oder ob es denke: Run kann ich meine eigenen Wege gehen.

Lija Wenger.



Abb. 8. Ofen im Stile Louis XVI., aus dem Rathaus in Rorschach (dem Landesmuseum geschenkt vom Gemeinderat in Korschach).

De Milchpantscher.

De Sämi gitet, was er cha, Möcht alls im Dörfli eige ha, Die höchste Gäde volle Heu, Die dickte Triste Röhrlistreu, Die grösche Fäßlt Biremost, Wänn's nu nüüt chost! Er hed 's Jahr us fäs Stündli Rueh. Hät glust e's Nachbers Prämiechueh, Und morn de bschüssigst Buebebläg. Männ d'Sunn nüd wott ist d'Chappe Em Tüfel isch es recht eso: [läy "I hilf der scho!"

Und Tubli biget si im Hus Und fülled alli Chästli us. De Sämi lachet i si Fust. Do chunnt de Tod im schwarze Grust Und pöperlet: "Pack i, 's isch Zit!"— Und nimmt e mit. Bon Ernft Efchmann.

D'Milchtause-n-isch na lang nüb voll, Es fählt de Abig mänge Zoll. De Sämi schnurret hin und her. De Tüfel ghört's und hilft en Chehr. Er streezt es Gütschli Wasser dri, Wie sust in Wi.

Doch s'Gehreheime chauft kan Bur St Milch sei blau und werdt sur, Und znacht, wänn's setti rüebtg st, Schlicht en Geist dur d'Stalltür t Und schöpfi 's Wasserrögli leer Und grochsi schwer.